

Monika Ankele

Doing Culture / Doing Gender /  
Doing Identity

Von den Möglichkeiten praxistheoreti-  
scher Ansätze für die Frauenbiografie-  
forschung am Beispiel eines mit Texten  
bestickten Jäckchens aus dem Jahr 1895

Praxistheoretische Ansätze –  
eine Begriffsklärung

oh good God what has become of the aesthetical Mary Knox Tisdall –  
the lady who loved everything beautiful – who was washed and clean  
and in her right mind a few months ago. What has become of this past  
person? [...] Good God in heaven what has become of me – why I am  
not a human being anymore – simply not a human being!! simply not  
a human being!!

Mary Knox Tisdall<sup>1</sup>

Diese aufrührenden Fragen, an sich selbst gerichtet, notierte die aus England stammende Mary Knox Tisdall in der Psychiatrischen Universitätsklinik München, in die sie im Sommer 1909 im Alter von 26 Jahren eingewiesen wurde. In diesem als inneren Dialog konzipierten Schreiben formulierte Mary Knox Tisdall immer wieder eindringlich die Frage, was seit ihrer Einweisung in die psychiatrische Klinik mit ihr geschehen sei. Der Bruch mit dem bisher Vertrauten und das damit verbundene Gefühl des Verlusts ihres „Selbst“ stehen im Mittelpunkt ihrer mehrseitigen Ausführungen.

1 Mary Knox Tisdall, Schreiben aus der Psychiatrischen Universitätsklinik München vom 19.2.1910, Sammlung Prinzhorn, Inv. Nr. 4023 fol 1 recto.

Unter den Gegebenheiten psychiatrischer Anstalten zu Beginn des 20. Jahrhunderts – der Abgabe persönlichen Eigentums, dem Mangel an Privatsphäre, dem von vielen Patientinnen geäußerten Verlust von Persönlichkeitsrechten – stellte sich die Frage nach einer Manifestation oder Habhaftwerdung des als bedroht empfundenen „Selbst“ für die Betroffenen auf ganz besondere Weise. Selbstzeugnisse wie textile Arbeiten, Briefe oder Zeichnungen von Patientinnen sowie die von den Ärzten verfassten Krankenakten machen auf verschiedenen Ebenen deutlich, welchen Stellenwert die den Frauen vertrauten Praktiken und Handlungsweisen im Anstaltsalltag einnehmen konnten, um dieses „Selbst“ zu bewahren oder wiederherzustellen. Im Kontext der bürgerlichen Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts und unter den Bedingungen psychiatrischer Anstalten, in denen Frauen vor allem mit Haus- und Handarbeiten beschäftigt wurden, waren dies in vielen Fällen geschlechtsspezifisch codierte Praktiken wie kochen, nähen, sticken, sich kleiden oder einrichten. Für viele der Frauen waren dies vertraute Praktiken, in denen sich ihre Erinnerungen und Erfahrungen, ihr Wissen und ihre Kompetenzen zu manifestieren und zu vergegenwärtigen schienen: Sie gaben den Frauen ein Stück ihrer Geschichte und damit ihres „Selbst“ wieder.

Von den Überlegungen ausgehend, dass Praktiken Geschlecht und Biografien (mit-)konstituieren, werde ich im Folgenden anhand eines konkreten Beispiels der Frage nachgehen, welche Impulse von praxistheoretischen Ansätzen für die Frauenbiografieforschung ausgehen könnten. Dabei wird die Frage im Mittelpunkt stehen, inwiefern der Fokus auf die Praxis und die Praktiken der Einzelnen unsere Einblicke in individuelle Biografien und Lebenswelten erweitern könnten.

Zuerst möchte ich aber klären, was sich unter dem Begriff der „Praxistheorie“ überhaupt verbirgt. In den letzten Jahren ist auffällig, dass im Bereich der Kultur- und Geisteswissenschaften praxistheoretische Ansätze, die ihre Ursprünge in unterschiedlichen Disziplinen wie der Philosophie, der Soziologie oder der Geschichte haben, zunehmend wiederentdeckt und weiterentwickelt werden: Seit dem Millennium kursiert die Rede vom „practice turn“, der eine Konzeption von „Kultur als Praxis“ in den Mittelpunkt

rückt und die Bedeutung von Praktiken für die Konstitution, aber auch für die Transformation von Welt, Gesellschaft und Wirklichkeit hervorhebt.<sup>2</sup> Praxistheoretische Ansätze definieren Praktiken als die kleinste Einheit von Kultur.<sup>3</sup> Sie sind der erste Ort, an dem ein „Ich“ sichtbar, ein „Selbst“ konstituiert wird. Über Praktiken setzen sich Menschen in Beziehung zu anderen, treten mit diesen in Kommunikation, reagieren auf die Gegebenheiten ihrer Zeit, auf die Möglichkeiten einer Situation und aktualisieren situativ das Wissen, das ihnen ihre Vergangenheit mit auf den Weg gab. Praktiken sind der Ort, an dem Aushandlungen stattfinden, wo Normen und Werte bestätigt oder unterwandert und wo vor allem Bedeutungen konstituiert werden.

Auch die Materialität historischer Dokumente, die in Folge des „linguistic turn“ zunehmend aus dem analytischen Blickfeld der WissenschaftlerInnen geriet,<sup>4</sup> weckt im Kontext der Praxiswende vermehrt die Aufmerksamkeit. Der Historiker Sven Reichardt konstatiert, dass Praxistheorien „sowohl die Körperlichkeit der Praktiken als auch die Bedeutung der Materialität der Dinge und Artefakte für soziale Praktiken“ betonen.<sup>5</sup> Historische Dokumente können dementsprechend als materielle Manifestationen von Praktiken beschrieben werden, als sichtbare Spuren einer konkreten Handlungspraxis. Die Materialität des Mediums verankert die Praktiken in der Zeit, gibt den sonst flüchtigen Handlungsweisen einen dauerhaften Ort. Bezug nehmend auf die wissenschaftliche Praxis des Spurenlesens unterstreicht die Philosophin Sybille Krämer, dass diese uns mit der „Dinghaftigkeit, Körperlichkeit und

2 Schatzki, Theodore R.; Knorr Cetina, Karin; von Savigny, Elke (Hg.): *The Practice Turn in Contemporary Theory*. London/New York 2001; Hörning, Karl H.; Julia Reuter (Hg.): *Doing Culture*. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld 2004.

3 Vgl. u.a.: Reckwitz, Andreas: *Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken*. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 32, H. 4 (2003), S. 282-301; Mommerth, Monika: „Imaginative Gewalt“ - praxe(m)ologische Überlegungen zu einer vernachlässigten Gewaltform. In: Ulbrich, Claudia; Jarzebowski, Claudia; Hohkamp, Michaela (Hg.): *Gewalt in der Frühen Neuzeit: Beiträge zur 5. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit im VHD* (= *Historische Forschungen* Bd. 81), Berlin 2005, S. 243-258.

4 Vgl. Vgl. Frank, Michael C.; Gockel, Bettina; Hauschild, Thomas; Kirmich, Dorothee; Mahlke, Kirsten: *Fremde Dinge*. Zur Einführung. In: Dies. (Hg.): *Fremde Dinge*. (= *Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Heft 1/2007) S. 9-16.

5 Reichardt, Sven: *Praxeologie und Faschismus*. In: Hörning/Reuter: *Doing Culture*, S.129-153, S. 133.

Materialität der Welt verbindet“.<sup>6</sup> Dementsprechend fokussieren praxistheoretische Ansätze Begriffe wie Körper, Materialität, AkteurInnen, Erfahrung, implizites Wissen und fragen danach, wie dieselben Gesellschaft, Geschlecht, Identität konstituieren. So gesehen sind den Praktiken von Menschen immer auch biografische Aspekte implizit, sind individuelle Erfahrung und gesellschaftliche Bedingtheit ihren Handlungsweisen eingeschrieben.

All dies legt die Frage nahe, was spezifische Praktiken, wie sie sich in historischen Quellen manifestieren, über Biografien und Lebenswelten ihrer AutorInnen erzählen können. Welchen Stellenwert nimmt im Kontext spezifischer Lebenswelten das Wissen – im Sinne eines „Know-How“ oder impliziten Wissens – über bestimmte Praktiken, d. h. die Vertrautheit des Umgangs mit bestimmten Dingen oder Materialien ein? Von welcher Bedeutung sind die vermittelten und erlernten Praktiken im Hinblick auf konkrete Handlungsmodelle und Lebensentwürfe? Inwieweit prägen die den Menschen vertrauten Praktiken ihren Zugang zur Welt – und von welcher Bedeutung sind dabei Kategorien wie Geschlecht, Klasse oder Alter? In welcher Relation stehen die einer Person vertrauten Praktiken zu den genannten Kategorien? Und was erzählen Praktiken über das Leben, über Gesellschaft, über Zugehörigkeiten und soziale Differenzierungen?

All diese Überlegungen zur Bedeutung von Praktiken und Handlungsweisen im Kontext von Biografien und Lebenswelten stellten sich mir in der Auseinandersetzung mit Krankenakten und mit Selbstzeugnissen von Frauen, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in unterschiedlichen psychiatrischen Kliniken bzw. Heil- und Pflegeanstalten des deutschsprachigen Raumes untergebracht waren.<sup>7</sup> Die Objekte, welche die Frauen in den Psychiatrien gestalteten, sind heute in vielen Fällen der einzige Beweis ihrer Existenz – oft konnte weder ihr vollständiger Name eruiert, noch eine Krankenakte recherchiert werden, der man entsprechende biografische Informationen entnehmen hätte können. Dennoch trugen die Ob-

6 Krämer, Sibylle: „Was also ist die Spur? Und worin besteht ihre epistemische Rolle? Eine Bestandsaufnahme“. In: Krämer, Sibylle; Kogge, Werner; Grube, Gernot (Hg.): Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst, Frankfurt am Main 2007, S. 11-33, S. 12f.

7 Vgl. Ankele, Monika: Alltag und Aneignung in Psychiatrien um 1900. Selbstzeugnisse von Frauen aus der Sammlung Prinzhorn. Wien, Köln, Weimar 2009.

jekte – die Gemachtheit und Materialität derselben – Spuren einer (Lebens-)Geschichte in sich. Diese Umstände sensibilisierten mich für die mögliche Bedeutung von Praktiken. Um nun einen Weg der Annäherung an dieselben zu veranschaulichen, werde ich an einem konkreten Beispiel eine praxistheoretische Herangehensweise erproben und abschließend den möglichen Mehrwert dieses Ansatzes – verstanden als ein methodisches Werkzeug – für die Biografieforschung diskutieren. Es folgt zuerst eine kurze biografische Skizze zu Agnes Richter, der Protagonistin der folgenden Ausführungen. Die Angaben zu ihrer Person basieren auf den Anmerkungen in ihrer Krankenakte aus der sächsischen Heil- und Pflegeanstalt Hubertusburg.

### Agnes Richter, geb. 1844, Näherin

Als Agnes Richter 1895 als Patientin in die sächsische Heil- und Pflegeanstalt Hubertusburg aufgenommen wurde, war sie 51 Jahre alt, unverheiratet und kinderlos.<sup>8</sup> Aus dem Fragebogen zur ärztlichen Begutachtung, der ihrer Krankenakte beigelegt wurde, geht hervor, dass sie nach ihrer Schulzeit als Hausmädchen zuerst in Dresden, später in Amerika arbeitete. Nach sieben Jahren, 1888, kehrte Agnes Richter nach Europa zurück. In Dresden fand sie eine Stelle als Näherin. 1893 wurde Agnes Richter auf Antrag eines Arztes in das städtische Siechen- und Irrenhaus gebracht, wo sie noch im selben Jahr entmündigt wurde. Als Grund für ihre Einweisung in das Siechen- und Irrenhaus wurde in ihrer Akte vermerkt, dass sie „durch Unruhe den Hausfrieden“ gestört hatte, woraufhin die Polizei gerufen wurde. Wie Agnes Richter auf Befragen hin angab, fühlte sie sich von verschiedensten Menschen, unter anderem auch von der Polizei, verfolgt. Sie bangte um ihre Ersparnisse aus Amerika, die laut Krankenakte einige tausend Mark betrug. Sie fürchtete, dass man ihr diese stehlen wolle. Im Siechen- und Irrenhaus in Dresden wurde Agnes Richter mit Dauerbädern sowie mit Schlaf- und Beruhigungs-

8 Agnes Richter (1844-1918): Krankenakte der Landes-Heilanstalt Hubertusburg bei Wermisdorf, Königreich Sachsen, Fotokopie in der Sammlung Prinzhorn, Original im Sächsischen Staatsarchiv Dresden Nr. 5906.

mitteln „mit dem vorübergehenden Erfolge eines Nachlassens der Erregung“ behandelt. Der zuständige Arzt notierte, dass Agnes Richter „an Verrücktheit mit Sinnestäuschungen“ leide und „unheilbar und gefährlich“ sei, weswegen er schließlich eine Überweisung in die ca. 81 Kilometer entfernt gelegene Heil- und Pflegeanstalt Hubertusburg in Wermsdorf veranlasste.<sup>9</sup> Im November 1895 wurde Agnes Richter schließlich in Hubertusburg, einem ehemaligen Jagdschloss, das wenige Jahre zuvor den Status einer Heil- und Pflegeanstalt zuerkannt bekam<sup>10</sup>, in die untere Verpflegungsklasse aufgenommen. Wie in öffentlichen Anstalten üblich, unterschied sich diese von den anderen Klassen in Kost und Logis. Agnes Richter verbrachte 23 Jahre in der Anstalt, bevor sie im Sommer 1918 im Alter von 74 Jahren laut Vermerk in der Krankenakte an „Altersschwäche“ in der Anstalt starb. Hier sei darauf verwiesen, dass während und nach dem Ersten Weltkrieg viele Tausende Menschen in deutschen Anstalten an den Folgen mangelnder Ernährung starben.<sup>11</sup>

## Das Jäckchen

„Agnes Richter. Dem[entia] Prae[cox]. Nähte in alle Wäsche und Kleidungsstücke Erinnerungen aus ihrem Leben.“<sup>12</sup> Mit dieser auf einer kleinen Karte versehenen handschriftlichen Notiz wurde in den 1920er Jahren ein Jäckchen in die Lehrsammlung der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg aufgenommen, das scheinbar von seiner Besitzerin selbst genäht wurde.<sup>13</sup> Das Jäckchen ist aus grauem Anstaltsleinen und wurde an Schulter und Kragen mit braunem Stoff abgesetzt. Auf der Außen- und Innenseite ist das für

9 Vgl. Krankenakte Agnes Richter, Schreiben vom 21.10.1895.

10 Vgl. Hubertusburg. In: <http://de.wikipedia.org/wiki/Hubertusburg> (31.10.2010); Fachkrankenhaus Hubertusburg GmbH. In: <http://www.fkh-hubertusburg.de/812.html> (31.10.2010).

11 Vgl. Faulstich, Heinz: Hungersterben in der Psychiatrie 1914-1949. Mit einer Topographie der NS-Psychiatrie. Freiburg im Breisgau 1998.

12 Agnes Richter: Selbst genähtes, mit autobiografischen und anderen Texten besticktes Jäckchen. Archiv Sammlung Prinzhorn. Inv. Nr. 743.

13 Aus dieser ehemaligen Lehrsammlung ging später die heutige Sammlung Prinzhorn hervor. Diese ist nach dem Arzt und Kunsthistoriker Hans Prinzhorn benannt, der 1919 von der Leitung der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg beauftragt wurde, die bestehende Lehrsammlung mit Erzeugnissen von PatientInnen aus unterschiedlichen psychiatrischen Anstalten des In- und Auslands zu erweitern.



Abb. 1: Jäckchen von Agnes Richter, Sammlung Prinzhorn, Inv. Nr. 743 recto

einen schwächtigen Körper bemessene Kleidungsstück mit Schrift bestickt: zahlreiche biografische Hinweise und Erinnerungen, wie aus der beiliegenden Karte hervorgeht, wurden auf dem Jäckchen mit buntem Garn vermerkt. Dieses außergewöhnlich anmutende Kleidungsstück gehörte Agnes Richter. Sie hatte es Ende des 19. Jahrhunderts als Patientin der sächsischen Heil- und Pflegeanstalt Hubertusburg gestaltet. Ob Agnes Richter an dem Jäckchen heimlich oder mit Erlaubnis der Ärzte arbeitete, lässt sich heute nicht mehr sagen. Auch die Frage, ob sie das Jäckchen in der Anstalt trug, muss unbeantwortet bleiben. In der zu Agnes Richter erhaltenen Akte aus Hubertusburg finden sich keinerlei Krankenakteinträge – wie sie üblicherweise von den Ärzten oder PflegerInnen in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen vorgenommen wurden –, die einen spezifischen Einblick in den Alltag von Agnes Richter als Patientin der Anstalt eröffnen könnten.

Bisher konnten nur einzelne Wörter oder Wortgruppen des in deutscher Kurrentschrift gestickten Textes auf dem Jäckchen entziffert werden: Zum einen haben die Zeichen der Zeit ihre Spuren in

dem sensiblen Material hinterlassen. Zum anderen fällt es schwer, den einzelnen gestickten Zeilen zu folgen oder sie auseinanderzuhalten, da der Text an vielen Stellen sehr eng gestickt wurde und man weder einen Anfangs- noch Endpunkt des fortlaufenden Textes ausmachen kann.

Dennoch lassen sich in diesem dichten Textgewebe Elemente finden, die wiederkehren, wie zum Beispiel jenes Text-Ich, das sich in folgenden Formulierungen als ein Besitzendes ins Zentrum rückt und sich seines persönlichen Hab und Guts sowie seiner selbst zu vergewissern scheint: „meine Jacke“, „meine Strümpfe“, „mein Kleid“, „ich“, „ich bin“, „ich habe“, „ich hatte“, „ich heute Fräulein“, „ich nicht“. Mit Textteilen wie „benachrichtigt mich“, „dich“ oder „du mußt nicht“ scheint sich Agnes Richter an einen Adressaten, – im Sinne eines inneren Dialogs – möglicherweise auch an sich selbst zu wenden, ist doch der Großteil der Schrift nur auf der Innenseite des Jäckchens lesbar und damit dem Körper der Trägerin ganz nahe. Auch Hinweise auf den Ort, an dem Agnes Richter untergebracht war, sind zu finden: Auf der für das Außen nicht lesbaren Innenseite des Jäckchens heißt es: „Ich bin in Hubertusburg/Parterre.“ Auf der Außenseite des linken Ärmels lässt sich – nun auch für andere sichtbar – das Wort „Anstaltsärzte“ entziffern.

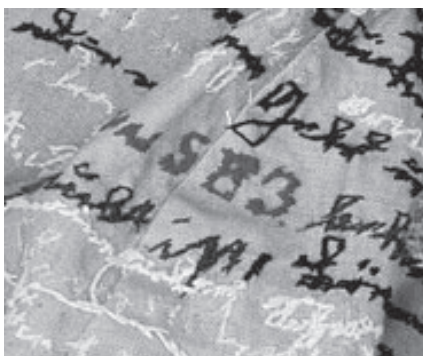


Abb. 2: Sammlung Prinzhorn, Inv. Nr. 743 (Ausschnitt)

Immer wieder taucht auch die Zahl „583“ in gestickter Form auf – so beispielsweise auf der Außenseite des rechten Jackenärmels (siehe Abb. 2). Wie die Kunsthistorikerin Viola Michely anmerkt,



war dies die Nummer, mit der Agnes Richters Wäsche für die Wäscherei gekennzeichnet bzw. bestempelt wurde.<sup>14</sup> Agnes Richters Entscheidung, diese ihr von der Anstalt zugewiesene und anonymisierende Nummer in leuchtendem Rot, groß und für alle sichtbar auf ihre Jacke zu sticken, mutet wie ein Versuch der Rückeroberung an – eine Strategie, die darauf basiert, durch die – bei Agnes Richter im wahrsten Sinne des Wortes – „Einverleibung“ einer Fremdzuschreibung eine selbstbestimmte Position nach außen zu demonstrieren. Wie Viola Michely konstatiert, „gehört zur Wahrung der Identität in der Anstalt auch, das Stigma anzunehmen, eine Nummer zu sein“.<sup>15</sup>

Betrachtet man das Jäckchen, so drängen sich unweigerlich die Fragen auf, warum Agnes Richter für die Verschriftlichung oder Manifestation ihrer Erinnerungen die Praktik des Stickens wählte und warum sie als Trägermedium ein Kleidungsstück nahm. Um eine mögliche Antwort auf diese Fragen zu erhalten, werde ich mich zuerst der Praktik des Stickens mit dem Konzept des „doing gender“ annähern und anschließend den Raum in den Blick nehmen, an dem Agnes Richter ihr Jäckchen gestaltete.

### „Doing Gender“

Wie die Philosophin Simone de Beauvoir in ihrem 1949 erschienenen Buch „Das andere Geschlecht“ darlegte, stellt das Erlernen bzw. Einlernen (geschlechts-)spezifischer codierter Praktiken ein zentrales Element im Prozess des „devenir femme“ – des „Frau-Werdens“ – dar.<sup>16</sup> In ihrem Buch richtete sich Simone de Beauvoir gegen die Naturalisierung und damit gegen essentialistische Konzeptionen von Geschlecht. Sie betonte die Bedeutung gesellschaftlicher Machtverhältnisse und verwies in ihren Ausführungen auf die darauf basierenden und die Geschlechterverhältnisse perpetuierenden Formen geschlechtsspezifischer Sozialisation. Für Beauvoir war Geschlecht ein historisches und kulturelles Konstrukt,

14 Michely, Viola: Agnes Richter. In: Brand-Claussen, Bettina; Viola, Michely (Hg.): *Ihre ist weiblich. Künstlerische Interventionen von Frauen in der Psychiatrie um 1900*. Heidelberg 2004, S. 146.

15 Ebd.

16 „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“ de Beauvoir, Simone: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau* (fz. Orig. 1949), Hamburg 1992, S. 334.

kein natürliches Faktum. Ende der 1980er bzw. Anfang der 1990er Jahre wurde das Konzept der „Performativität“ im Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung verhandelt und für weitere Analysen der Konstruktion von Geschlecht produktiv gemacht.<sup>17</sup> WissenschaftlerInnen wie Judith Butler, Candace West oder Don H. Zimmerman führten anhand ihrer Forschungen vor Augen, dass jedes „doing“ immer auch ein „doing gender“ darstellt: Geschlecht wird in der Interaktion, im täglichen Tun (re-)produziert und gefestigt. Die Philosophin Judith Butler argumentierte, dass „das, was als Geschlechteridentität bezeichnet wird, eine performative Leistung ist, die durch gesellschaftliche Sanktionen und Tabus erzwungen wird“.<sup>18</sup> Geschlechteridentität sei demzufolge „eine stilisierte Wiederholung von Akten“.<sup>19</sup> Dieser Ansatz schärft die Aufmerksamkeit für alltägliche Praktiken und Handlungsroutinen. Er stellt einen wichtigen Baustein für eine feministisch ausgerichtete Praxistheorie dar, die – so meine Überlegungen – einerseits die Konstitution von Geschlecht in spezifischen Handlungsfeldern als performativen Akt analysieren und andererseits danach fragen muss, inwieweit und auf welche Art und Weise vertraute Praktiken und routinisierte Handlungsabläufe unseren Zugang zur Welt bestimmen.

Im 19. Jahrhundert gehörten Handarbeiten wie Sticken, Nähen, Häkeln oder Stricken zum Wissenskanon und Wissensrepertoire von Frauen. Diese Formen der Handarbeit zählten zu den wohl bekanntesten und weit verbreiteten kulturellen Praktiken von Frauen unterschiedlicher sozialer Schichten. Es sind Praktiken, die sie von Generation zu Generation weitergaben und deren Erlernen ein wesentliches Element in dem von Simone de Beauvoir beschriebenen Prozess des „devenir femme“ darstellt. Die Anwendbarkeit dieser Praktiken reichte vom nachmittäglichen

17 Butler, Judith: Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie. (engl. Orig. 1988) In: Wirth, Uwe (Hg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main 2002, S. 301-320; West, Candace; Zimmerman, Don H.: Doing Gender. (1987). In: Lorber, Judith; Farrell, Susan A. (Hg.): The Social Construction of Gender. Newbury Park; London; New Dehli 1991, S. 13-37.

18 Butler (1988/2002) S. 302.

19 Ebd.

Zeitvertreib bis zur nützlichen Reparatur von Kleidungsstücken. Im Zuge der für das 19. Jahrhundert charakteristischen „Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘“<sup>20</sup>, wie die Historikerin Karin Hausen die Herausbildung „universaler Weiblichkeits- und Männlichkeitsdefinitionen“<sup>21</sup> in einem Aufsatz von 1976 beschrieb, wurden Praktiken – wie das Gehen, das Schreiben oder eben das Handarbeiten – geschlechtsspezifisch codiert und naturalisiert. Historikerinnen wie Ilsebill Barta oder Ulrike Döcker fokussierten in ihren Forschungen zum Bürgertum des 19. Jahrhunderts Körperwie auch Verhaltenspraktiken und fragten, inwieweit diese Praktiken bürgerliche Identität (mit-)konstituierten: In ihren Arbeiten konnten sie zeigen, dass vermittels der Praktiken Unterschiede zwischen den Geschlechtern, aber auch zwischen den Klassen nach außen hin wahrnehmbar und kommunizierbar wurden.<sup>22</sup> Dass diese Praktiken, die um 1900 als selbstverständliche und „natürliche“ Bestandteile der bürgerlichen Kultur wahrgenommen wurden, um 1800 von den BürgerInnen erst akribisch eingelesen werden mussten, zeigte Kirsten O. Frieling in ihrer Analyse der Etablierung bürgerlicher Körperpraktiken.<sup>23</sup> Handarbeiten wie Sticken und Nähen waren Praktiken, die der Einübung von Geschlecht dienen: Wurden im 18. Jahrhundert Buben und Mädchen noch gemeinsam im Handarbeiten unterrichtet, so änderte sich dies im Laufe des 19. Jahrhunderts. Wie in Meyers Konversationslexikon 1885-1892 vermerkt wurde, galt der Handarbeitsunterricht als „unerläßlicher Teil des Schulunterrichts“, von dem „eine einzelne Schülerin ohne zwingende Gründe nicht entbunden werden kann“.<sup>24</sup> Dass das Erlernen dieser Praktiken aber nicht nur im Sinne einer „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ analysiert werden kann, sondern auch

20 Hausen, Karin: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Frühen Neuzeit Europas. Stuttgart 1976, S. 363-393.

21 Griesebner, Andrea: Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung. Wien 2005, S. 128.

22 Frieling, Kirsten O.: Ausdruck macht Eindruck. Bürgerliche Körperpraktiken in sozialer Kommunikation um 1800. Frankfurt am Main; Wien u.a. 2003; Barta, Ilsebill: Der disziplinierte Körper. Bürgerliche Körpersprache und ihre geschlechtsspezifische Differenzierung am Ende des 18. Jahrhunderts. In: Dies. u.a. (Hg.): Frauen, Bilder, Männer, Mythen, Berlin 1987, S. 84-105; Döcker, Ulrike: Zur Konstruktion des bürgerlichen Menschen. Verhaltensideale und Verhaltenspraktiken in der bürgerlichen Gesellschaft (1788-1938). Diss., Wien 1992.

23 Frieling (2003).

24 Meyers Konversationslexikon, 8. Bd. 4. Aufl. Leipzig, Wien 1885-1892, S. 68.

als Kompetenz wahrgenommen werden muss, die den Akteurinnen spezifische Handlungsräume eröffnen konnten, lässt sich am Beispiel des Jäckchens von Agnes Richter zeigen.

### „Alle media are extensions of some human faculty“

Aus dem Lebenslauf von Agnes Richter lässt sich schließen, dass sie Zeit ihres Lebens mit weiblich codierten Handarbeiten beschäftigt war: als Schulkind, als Dienstmädchen, als Näherin und schließlich als Psychatriepatientin gehörte Handarbeiten zu ihrem „Tagesgeschäft“. Dies legt den Rückschluss nahe, dass ihr der Umgang mit Nadel und Faden, die verschiedenen Techniken der Nutzung dieser Werkzeuge, aber auch die Handhabung mit textilen Materialien mehr als vertraut gewesen sein mussten. Sie konnte ihr Wissen – den Gegebenheiten, Möglichkeiten und Situationen entsprechend – aktualisieren. Wie der Soziologe Karl H. Hörning Bezug nehmend auf soziale Praktiken formuliert, sind diese „immer beides: Wiederholung und Veränderung“;<sup>25</sup> sie sind angesiedelt zwischen „Routine und Kreativität, zwischen Iteration und Innovation“.<sup>26</sup> Betrachtet man das Jäckchen von Agnes Richter, so gewinnt man den Eindruck, dass sie für die Gestaltung ihres Jäckchens die Idee schriftlicher Aufzeichnung, wie sie in Tagebüchern oder Briefen praktiziert wird, auf das gelernte und ihr in der Anstalt zugängliche Handwerk übertrug und so ihre Gedanken und Erinnerungen mit Garn auf die aus Leinen genähte Anstaltsjacke stickte. Der gestickte Text wirkt wie mit der Hand geschrieben, bedurfte – allem Anschein nach – keiner Vorzeichnung. Gestickte Texte waren im 19. Jahrhundert nichts Unübliches, auch wenn sich diese in der Art und Weise ihrer Gestaltung und Funktion von Agnes Richters gesticktem Text unterschieden. In der bürgerlichen Wohnkultur waren so genannte Spruchstickereien ein beliebtes dekoratives Element: Sinn- und Merksprüche wur-

25 Hörning, Karl H.: „Soziale Praxis zwischen Beharrung und Neuschöpfung. Ein Erkenntnis- und Theorieproblem“. In: Hörning, Karl H.; Reuter, Julia (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld 2004. S. 20-39, S. 20.

26 Ebd.

den sauberlich auf einen Stoff gestickt und beim Hauseingang, im Wohnzimmer oder in der Küche für Familienmitglieder und BesucherInnen sichtbar angebracht. Dass Agnes Richter ihr Jäckchen mit Worten bestickte, ist – in Anbetracht des zeitlichen Kontextes – vielleicht weniger ungewöhnlich, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Im Gegensatz zu den bürgerlichen Spruchstickereien personalisierte Agnes Richter allerdings die Technik des Textstickens und stickte sich als Subjekt in den Text mit ein. Auch aus anderen psychiatrischen Anstalten aus dieser Zeit sind Beispiele textiler Arbeiten von Frauen bekannt, die ebenfalls – wie Agnes Richter – mit Nadel und Faden persönliche Texte verfassten, mit diesen ihren Bedürfnissen Ausdruck verliehen und Kommunikation initiierten. Die textilen Materialien und Werkzeuge waren den Frauen zu dieser Zeit nicht nur vertraut, sondern sie waren ihnen in den psychiatrischen Anstalten um 1900 – auf Grund der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, wie ich an anderer Stelle noch erläutern werde – auch am ehesten zugänglich.<sup>27</sup>

Im Fall von Agnes Richter ermöglichten Stoff, Nadel und Garn, die persönlichen Erinnerungen in einer greif- und sichtbaren Materialität zu verankern und ihnen dadurch Evidenz und Dauer zu verleihen. Das Wissen – im Sinne eines Know-How – um die Praktik des Stickens machte es für sie möglich, Eindrücke und Gedanken nach außen zu bringen, diese zu visualisieren, ohne sie für andere sichtbar zu machen. Wie bereits erwähnt, befindet sich der Großteil des gestickten Textes auf der Innenseite des Jäckchens und damit ganz nah am Körper: „mehr zur Selbstvergewisserung als zur Demonstration“, merkte die Kunsthistorikerin Viola Michely bezogen auf das Jäckchen von Agnes Richter an.<sup>28</sup>

Agnes Richter hat die Praktiken des Stickens und Nähens im Laufe ihres Lebens und durch die Anforderungen, die das Leben

27 Vgl. Lehninger, Anna: Gestickte Autobiografien. Identitätskonstitution in textilen Werken von Frauen in Psychiatrien im 19. und 20. Jahrhundert. Ungeedr. phil. Diss., Bern 2009; Brand-Claussen, Bettina: „Je me déclare Dieu-Mère, Femme-Créateur“. Die Schöpfungen der Strickkünstlerin Johanna Wintsch (1871-1944). In: Luchsinger, Kathrin (Hg.): Pläne. Werke aus psychiatrischen Kliniken in der Schweiz 1850-1920. Zürich 2008, S. 45-57; Röske, Thomas: Emma Mohr. In: Brand-Claussen, Bettina; Michely, Viola (Hg.): Irre ist weiblich. Künstlerische Interventionen von Frauen in der Psychiatrie um 1900. Heidelberg 2004, S. 232-238; Wedding, Tristan (Hg.): Metatextile. Identity and History of a Contemporary Art Medium. Berlin: Edition Imorde 2010.

28 Michely, Viola, Agnes Richter.

an sie stellte, soweit verinnerlicht, dass diese Praktiken zu einem integralen Bestandteil ihres „Selbst“ werden konnten. Eine derartig automatisierte Praktik könnte mit dem Medientheoretiker Herbert Marshall McLuhan als ideales Medium konzipiert werden. Dabei rückt die Spezifität des Materials, sprich des Textilen, – vom Standpunkt der Akteurin aus – in den Hintergrund. Das Textile übernimmt nur mehr die ihm zugeschriebenen Funktionen, die darin liegen, dem Faden Halt zu geben und ihn in der Welt dauerhaft und sichtbar zu verankern. Anders formuliert: „Medien [meistern] ihre Aufgaben umso besser, je mehr sie ihre Materialgebundenheit abstreifen.“<sup>29</sup> Noch eine weitere wichtige Eigenschaft, die Marshall McLuhan für alle Medien geltend macht, trifft auf das Jäckchen von Agnes Richter und die sich in ihm manifestierende Praktik des Stickens zu: „All media are extensions of some human faculty – psychic or physical.“<sup>30</sup> Für McLuhan entspricht jedes Medium einer „Ausweitung der eigenen Person“<sup>31</sup>, es stellt eine „Extension des menschlichen Körpers“<sup>32</sup> dar. Im Falle des Jäckchens trifft dies in zweierlei Hinsicht zu: zum einen geschieht diese Ausweitung über die Erinnerungen, die Agnes Richter in Form eines Textes in einem Außen verortet und ihnen damit eine dauerhafte Präsenz – außerhalb ihres Körpers – gibt: das Jäckchen als Erinnerungsspeicher, das der materiellen Sicherung immaterieller Daten dient, und sie so vor dem möglichen Verlust schützt. Zum anderen geschieht diese Ausweitung über das Jäckchen in seiner Funktion als Kleidungsstück, als „zweite Haut“, mit dem Agnes Richter ihr „Selbst“ und durch die Art und Weise der Gestaltung des Jäckchens ihre Individualität im normierenden Anstaltsalltag behauptet und sich dieser vergewissert: das Jäckchen als „medium“ und „message“.

29 Mersch, Dieter: Medientheorien. Zur Einführung. Hamburg 2006, S. 110.

30 McLuhan, Marshall; Fiore, Quentin: The Medium is the Message. An Inventory of Effects. (Orig. 1967), Californien 2001, o. S.

31 McLuhan, Marshall: Die magischen Kanäle. Understanding Media (engl. Orig. 1964). Dresden 1994, S. 21; Vgl. auch: McLuhan (1967/2001).

32 Mersch (2006), S. 109.

## Der Raum

Als eine „Wechselwirkung zwischen Struktur und Handeln“ beschreibt Martina Löw in ihrer „Theorie zur Raumsoziologie“ den Raum.<sup>33</sup> So wie das Handeln auf die gegebenen Strukturen der Räume wirkt, so prägen auch die Strukturen des Raumes die Praktiken und Handlungsweisen ihrer AkteurInnen. Fragt man danach, warum Agnes Richter ihre Erinnerungen in ein Kleidungsstück stickte, so müssen – neben Fragen zu den kulturellen und lebensweltlichen Aspekten der Praktik selbst – auch die Gegebenheiten, sprich die Strukturen und Regeln des Raumes berücksichtigt werden, in denen die Praktiken zur Aufführung kommen und die nicht ohne Einfluss auf die Möglichkeiten der Ausübung derselben sind. Die Näherin Agnes Richter stickte ihr Selbstzeugnis in einer psychiatrischen Heil- und Pflegeanstalt, die mit dem Soziologen Erving Goffman als „totale Institution“ beschrieben werden kann. Goffman folgend zeichnen sich „totale Institutionen“ wie Psychiatrien dadurch aus, dass sie allumfassend und einer zentralen Autorität unterstellt sind, dass alle Tätigkeiten und Abläufe exakt geplant und geregelt sind, und dass die InsassInnen – umgeben von SchicksalsgenossInnen – permanent vom Personal kontrolliert werden.<sup>34</sup> So gab es in psychiatrischen Anstalten an der Wende zum 20. Jahrhundert beispielsweise bestimmte Richtlinien, die das Mitbringen und Tragen von Kleidung regelten. Persönliche Wertgegenstände, Kleidungsstücke und Accessoires, die nach Meinung der Anstaltsleitung im Anstaltsalltag keine Notwendigkeit darstellten, mussten in den meisten Fällen abgegeben werden und wurden im Effekten- bzw. Sachen-Verzeichnis, das der Krankenakte beigelegt wurde, vermerkt. So wurde auch ein „Sachen-Verzeichnis / Für die der königl. Landesanstalt zu Hubertusburg zuzuführende geisteskranke Näherin Emma Agnes Richter“ ausgefüllt und teilweise handschriftlich ergänzt.<sup>35</sup> Dabei wurden folgende Angaben gemacht:

33 Löw, Martina: *Raumsoziologie*, Frankfurt am Main 2001.

34 Vgl. Goffman, Erving: *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen* (engl. Orig. 1961), Frankfurt am Main 1972.

35 Krankenakte Agnes Richter, Sachen-Verzeichnis (Dresden, am 11.11.1895, Inspektion des Stadt-Irren- und Siechenhauses).

1 Mantel / 4 Kleider (einschl. 1 seidenes Kleid) / 3 Beugröcke / 3 wollne Röcke, [?] d Berufsstand / 2 Jacken / 7 Hemden / 6 Schürzen, [...] / 1 schwarze Schürze / 2 Halstücher / 5 Taschentücher / 1 Kopfbedeckung (Hut) / 1 Kopftuch / - Paar Lederschuhe / 2 Halbschuhe / - Pantoffeln / 14 Strümpfe, 5 Pr. woll. 9 Pr. baumw. / 1 Strumpfbänder / 1 Beinkleider / 2 Handschuhe / 2 Schnürleibchen / - Nachthauben / 1 Geldtäschchen / 1 Ledertasche / 1 Brille / 1 Gebiß / [?] / 1 Zahnbürste / 1 Tischtuch

Wie aus den Einträgen in den Krankenakten psychiatrischer Anstalten hervorgeht, rief die Abgabe persönlicher Habseligkeiten und Kleidungsstücke sowie das in vielen Anstalten angeordnete Tragen von einheitlicher Kleidung den Einfallsreichtum und die Kreativität vieler Patientinnen auf den Plan. Auf vielfältige Art und Weise versuchten sie mit den teilweise sehr bescheidenen Mitteln, die ihnen in der Anstalt zu Verfügung standen, Formen der individuellen Selbstgestaltung für sich zu finden<sup>36</sup> – auch Agnes Richters Jäckchen kann als ein solcher Versuch gelesen werden. Die vielen bunten Garne, die Agnes Richter für ihre gestickten Erinnerungen verwendete, legen den Schluss nahe, dass es sich dabei um Garnreste handelte, die sie in der Nähstube, in der viele Frauen beschäftigt wurden, sammelte. In den Krankenakteneinträgen anderer Patientinnen findet sich häufig der Vermerk, dass diese unerlaubterweise aus den Nähstuben Garn- oder Stoffreste für eigene Arbeiten entwendeten.<sup>37</sup>

Im Umgang mit den PatientInnen verfolgten psychiatrische Anstalten um 1900 arbeitstherapeutische Ansätze. Dabei orientierten sich die Anstaltsleiter an der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, wie sie das bürgerliche Gesellschaftsmodell vorsah: Während die Männer in den Werkstätten, im Fuhrpark oder auf dem Feld beschäftigt wurden, waren für die Frauen primär Tätigkeitsbereiche innerhalb der Anstalt vorgesehen, wie beispielsweise die Schalküche, die Näh- und Flickstuben oder die Wäscherei. Durch diese Tätigkeitsbereiche ergab sich für die Frauen eine Nähe zum Textilien – vermutlich war es in vielen Fällen für die Patientinnen leichter, an Nadel und Faden als an Papier und Stift heranzukommen. Die Ärzte gingen davon aus, dass sich eine regelmäßige und „sinnvol-

36 Vgl. Ankele (2009), S. 160-191.

37 Vgl. Ebd., S. 183-186.



le“ Beschäftigung positiv auf den Krankheitsverlauf auswirke und dass die PatientInnen auf diese Weise wieder an die Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft herangeführt werden könnten. Emil Kraepelin (1856-1926), der zu dieser Zeit führende Psychiater im deutschen Sprachraum, schrieb in seinem Lehrbuch von 1903, dass er „die Auswahl einer passenden, wohl anregenden, aber nicht anstrengenden Beschäftigung“ am meisten geeignet sieht, „die Gedanken des Kranken von den Zuständen des eigenen Inneren abzuziehen und in ihm die Teilnahme an der Außenwelt, an der gewohnten Tätigkeit wieder zu erwecken“.<sup>38</sup> Betrachtet man nun – bezogen auf dieses Zitat – die Art und Weise, wie Agnes Richter ihre Jacke gestaltete, so lässt sich diese Tätigkeit als subversive Praxis innerhalb des geregelten Anstaltsalltags interpretieren. Einerseits kam Agnes Richter zwar ihrer „gewohnten Tätigkeit“, sprich dem Handarbeiten, nach und befolgte somit die ihr verordnete therapeutische Maßnahme. Auf der anderen Seite unterwanderte sie im selben Moment auch das von Kraepelin formulierte Ziel, durch die gewohnte Tätigkeit „die Gedanken des Kranken von den Zuständen des eigenen Inneren“ abzuziehen. Denn Agnes Richter widmete sich mit ihrer Stickerei genau jenen „inneren Zuständen“ – ihrer Vergangenheit, ihren Erinnerungen, aber auch ihrer Gegenwart –, die Kraepelin durch die Beschäftigung im Patienten bzw. in der Patientin auszublenden hoffte.

### Praxistheoretische Ansätze – ein Mehrwert für die Frauenbiografieforschung?

Im Gegensatz zu Ansätzen, die in erster Linie den disziplinierenden Charakter „weiblicher“ Handarbeitstechniken betonen, zeigt das Beispiel von Agnes Richter, dass Praktiken wie Nähen und Sticken auch eine Kompetenz darstellen, die es der Akteurin ermöglichte, innerhalb des vorgegebenen Rahmens Möglichkeiten und Wege zu finden, ihre Bedürfnisse zu artikulieren, ihnen eine Form zu geben oder in Kommunikation – oft auch im Sinne eines „inne-

38 Kraepelin, Emil: Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte. 1. Bd. (Orig. 1883), 7. vielf. umgearb. Aufl., Leipzig 1903, S. 430f.

ren“ Dialogs – zu treten. Wie die Historikerinnen Andrea Griesebner und Christina Lutter Bezug nehmend auf schriftliche Selbstzeugnisse ausführen, nehmen Menschen durch ihre Artikulationen und Gestaltungsformen „soziale Handlungsspielräume wahr und bekräftigen diese“ – wie im Fall von Agnes Richter – durch die ihnen vertrauten Praktiken, in welchen sich immer auch ein Stück ihrer eigenen Geschichte wiederfinden lässt.<sup>39</sup>

Welche Impulse könnten nun von einem praxistheoretischen Ansatz für die Biografieforschung ausgehen und inwiefern könnten diese produktiv sein?

Zum einen müsste im Kontext der Biografieforschung intensiver der Frage nach dem Stellenwert spezifischer Praktiken in autobiografischen Zeugnissen von Frauen wie auch von Männern nachgegangen werden: Wie prägen bestimmte Praktiken das Leben und die Lebensmodelle ihrer AkteurInnen, und inwiefern definieren sie ihren Zugang zur Welt? Auf welche Art und Weise teilen sich Personen durch ihre Praktiken mit und welchen identitätsbildenden Charakter nehmen dieselben ein?<sup>40</sup>

Zum anderen impliziert ein praxistheoretischer Ansatz die Ausweitung des Blicks auf mögliche Quellen, da der Fokus nicht mehr primär auf die sprachlichen bzw. schriftlichen, sondern auf die materiellen Komponenten einer historischen Quelle und die sich in ihr manifestierenden Praktiken gerichtet ist. Wenn das Interesse von ForscherInnen, die sich mit Biografien von Frauen beschäftigen, auch die „unauffälligen“ Leben von Menschen umfasst, dann sollte auch berücksichtigt werden, dass es in vielen Fällen gerade diese Akteurinnen sind, denen oft die Mittel, die Kompetenzen und die Wege fehlten, sich schriftlich zu äußern. Am Beispiel psychiatrischer Anstalten um 1900 konnte gezeigt werden, dass Frauen – die primär mit Haus- und Handarbeiten beschäftigt wurden – die ihnen vertraute Praktik des Stickens als Medium der Selbstvergewis-

39 Griesebner, Andrea; Christina Lutter: Geschlecht und „Selbst“ in Quellen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit“. In: Jancke, Gabriele; Claudia Ulbrich (Hg.): Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung. (= Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 10), Göttingen 2005, S. 51-70, 57.

40 Vgl. u.a. das Rezeptbuch, das Insassinnen des Konzentrationslagers Theresienstadt heimlich verfassten, gestalteten und als Heft zusammennähten, um ihren Kindern etwas von sich zu hinterlassen: Herberstein, Elsie; Anne Georget: Les Carnets de Minna, Paris 2008.

serung, aber auch als Medium des biografischen Erzählens nutzten. Wenn sich auch der Text – wie am Beispiel von Agnes Richters Jäckchen – nicht gänzlich erschließt, so dürfen wir dennoch nicht unterlassen, die mit diesem Tun verbundene Geste und des sich in ihr manifestierenden „Selbst“ in den Blick zu nehmen und dabei Wege zu suchen und zu erproben, sich dieser Geste anzunähern.

## Literatur

- Ankele, Monika: Alltag und Aneignung in Psychiatrien um 1900. Selbstzeugnisse von Frauen aus der Sammlung Prinzhorn. Wien, Köln, Weimar 2009.
- Barta, Ilsebill: Der disziplinierte Körper. Bürgerliche Körpersprache und ihre geschlechtsspezifische Differenzierung am Ende des 18. Jahrhunderts. In: Barta, Ilsebill u.a. (Hg.): Frauen, Bilder, Männer, Mythen. Berlin 1987, S. 84-105.
- Beauvoir, Simone de: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau (frz. Orig. 1949). Hamburg 1992, S. 334.
- Brand-Claussen, Bettina: „Je me déclare Dieu-Mère, Femme-Créateur“. Die Schöpfungen der Strickkünstlerin Johanna Wintsch (1871-1944). In: Luchsinger, Kathrin (Hg.): Pläne. Werke aus psychiatrischen Kliniken in der Schweiz 1850-1920. Zürich 2008, S. 45-57.
- Butler, Judith: Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie. (engl. Orig. 1988). In: Wirth, Uwe (Hg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main 2002, S. 301-320.
- Döcker, Ulrike: Zur Konstruktion des bürgerlicher Menschen. Verhaltensideale und Verhaltenspraktiken in der bürgerlichen Gesellschaft (1788-1938). Diss., Wien 1992.
- Frank, Michael C.; Bettina Gockel; Thomas Hauschild; Dorothee Kimmich; Kirsten Mahlke: Fremde Dinge. Zur Einführung“. In: Dies. (Hg.): Fremde Dinge. (= Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Heft 1/2007) S. 9-16.
- Faulstich, Heinz: Hungersterben in der Psychiatrie 1914-1949. Mit einer Topographie der NS-Psychiatrie. Freiburg im Breisgau 1998.
- Frieling, Kirsten O.: Ausdruck macht Eindruck. Bürgerliche Körperpraktiken in sozialer Kommunikation um 1800. Frankfurt am Main, Wien u.a. 2003.
- Goffman, Erving: Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. (engl. Orig. 1961). Frankfurt am Main 1972.
- Griesebner, Andrea: Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einfüh-

- rung, Wien 2005.
- Griesebner, Andrea; Christine Lutter: „Geschlecht“ und „Selbst“ in Quellen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. In: Jancke, Gabriele; Claudia Ulbrich (Hg.): Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung. (= Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 10). Göttingen 2005, S. 51-70.
- Hausen, Karin: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs und Familienleben. In: Conze, Werner (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Frühen Neuzeit Europas. Stuttgart 1976, S. 363-393.
- Hörning, Karl H.: Soziale Praxis zwischen Beharrung und Neuschöpfung. Ein Erkenntnis- und Theorieproblem“. In: Hörning, Karl H.; Julia Reuter (Hg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld 2004. S. 20-39.
- Krämer, Sybille: Was also ist die Spur? Und worin besteht ihre epistemische Rolle? Eine Bestandsaufnahme. In: Krämer, Sybille; Werner Kogge, Werner; Gernot Grube (Hg.): Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst. Frankfurt am Main 2007, S. 11-33,
- Kraepelin, Emil: Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte. 1. Bd. (Orig. 1883) vielf. umgearb. Aufl. Leipzig 1903.
- Lehninger, Anna: Gestickte Autobiografien. Identitätskonstitution in textilen Werken von Frauen in Psychiatrien im 19. und 20. Jahrhundert. Diss. Bern 2009.
- Low, Martina: Raumsoziologie. Frankfurt am Main 2001.
- McLuhan, Marshall; Quentin Fiore: The Medium is the Massage. An Inventory of Effects. (Orig. 1967). California 2001.
- McLuhan, Marshall: Die magischen Kanäle. Understanding Media (engl. Orig. 1964). Dresden 1994.
- Mersch, Dieter: Medientheorien. Zur Einführung. Hamburg 2006, S. 110.
- Meyers Konversationslexikon, 8. Bd. 4. Aufl., Leipzig, Wien 1885-1892.
- Reichardt, Sven: Praxeologie und Faschismus. In: Hörning, Karl H.; Julia Reuter (Hg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld 2004, S.129-153.
- Michely, Viola: Agnes Richter. In: Brand-Claussen, Bettina; Viola Michely (Hg.): Irre ist weiblich. Künstlerische Interventionen von Frauen in der Psychiatrie um 1900. Heidelberg 2004, S. 146.
- Mommertz, Monika: „Imaginative Gewalt“ – praxe(m)ologische Überlegungen zu einer vernachlässigten Gewaltform. In: Ulbrich, Claudia; Claudia Jarzebowski; Michaela Hohkamp (Hg.): Gewalt in der Frühen Neuzeit: Beiträge zur 5. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit im VHD. (=Historische Forschungen Bd. 81). Berlin 2005, S. 243-258.
- Reckwitz, Andreas: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 32/H. 4 (2003), S. 282-301.
- Röske, Thomas: „Emma Mohr“. In: Brand-Claussen, Bettina/Michely, Viola

- (Hg.): Irre ist weiblich. Künstlerische Interventionen von Frauen in der Psychiatrie um 1900, Heidelberg 2004, S. 232-238.
- Wedding Tristan (Hg.): Metatextile. Identity and History of a Contemporary Art Medium. Berlin: Edition Imorde 2010.
- Schatzki, Theodore R.; Karin Cetina Knorr; Eike von Savigny (Hg.): The Practice Turn in Contemporary Theory. London/New York 2001.
- West, Candace; Don H. Zimmerman: Doing Gender. (1987). In: Lorber, Judith; Susan A. Farrell (Hg.): The Social Construction of Gender. Newbury Park; London; New Dehli 1991, S. 13-37.

## Quellen

- Richter, Agnes (1844-1918): Krankenakte der Landes-Heilanstalt Hubertusburg bei Wermisdorf, Königreich Sachsen, Fotokopie in der Sammlung Prinzhorn, Original im Sächsischen Staatsarchiv Dresden Nr. 5906.
- Richter, Agnes: mit Texten besticktes Jäckchen aus der Heil- und Pflegeanstalt Hubertusburg (1895). Sammlung Prinzhorn, Inv. Nr. 743.
- Mary Knox Tisdall, Schreiben vom 19.2.1910, Sammlung Prinzhorn, Inv. Nr. 4023.